

NINA BIRKNER

»DIE GESETZE DER WELT SIND WÜRFELSPIEL WORDEN« –
NARZISSTISCHE MODI DER KONFLIKTVERARBEITUNG
IN SCHILLERS »DIE RÄUBER«

Abstracts

Im Beitrag wird dafür argumentiert, dass es sich bei Schillers Karl Moor um eine Figur mit einem narzisstischen Persönlichkeitsstil handelt. Das lässt sich erstens auf Schillers Interesse an der menschlichen Psyche zurückführen. Im Rekurs auf das anthropologische Wissen seiner Zeit führt er eine Figur vor, deren Modi der Konfliktverarbeitung erst später – mit der Herausbildung des psychoanalytischen Denkens – als narzisstisch definiert werden.

Dass Karl als Narzisst konzipiert ist, lässt sich zweitens aus problemgeschichtlicher Perspektive beschreiben. Im Zuge der sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts vollziehenden soziostrukturrellen Modernisierungsprozesse geht die Identität des Subjekts nicht länger aus seiner Inklusion in eine feste soziale Umwelt hervor. Vielmehr gilt es, die eigene Individualität selbstbestimmt hervorzubringen und durch intersubjektive Bestätigung zu stabilisieren. Diese Grundparadoxie – das Streben nach Autonomie bei gleichzeitigem Bedürfnis nach Anerkennung – ist laut der psychoanalytischen Forschung für den Narzissmus auf intrapsychischer Ebene kennzeichnend und wird nun auch auf sozialer Ebene virulent.

The article argues that Schiller's Karl Moor is a character with a narcissistic personality style. Firstly, this can be traced back to Schiller's interest in the human psyche. With recourse to the anthropological knowledge of his time, he presents a character whose modes of conflict processing are only later – with the development of psychoanalytical thinking – defined as narcissistic.

Secondly, the fact that Karl is conceived as a narcissist can be described from a problem-historical perspective. In the course of the socio-structural modernization processes that took place in the 18th century, the identity of the subject no longer emerged from his inclusion in a fixed social environment. Rather, it is a matter of creating one's own individuality in a self-determined way and stabilizing it through intersubjective confirmation. According to psychoanalytical research, this basic paradox – the striving for autonomy and the simultaneous need for recognition – is characteristic of narcissism on an intrapsychic level and is now also becoming virulent on a social level.

Bekanntermaßen hat sich Schiller für die »Abgründe, vor denen das geniale Individuum mit seiner labilen Psyche steht«,¹ stark interessiert. Das thematisiert er

¹ Peter-André Alt, Schiller. Leben – Werk – Zeit. Eine Biographie, Bd. 1, München 2000, S. 145.

explizit in der Vorrede zu seiner Schauspielfassung der *Räuber*, wenn er erklärt, dass er sich beim Schreiben der »dramatischen Methode« bedient habe, »die Seele gleichsam bei ihren geheimsten Operationen zu ertappen«, um das »Laster [...] mit samt seinem ganzen innern Räderwerk² zu entfalten. Dabei sind ihm umfassende wissenschaftliche Kenntnisse im Bereich der Anthropologie und der Psychologie in der Karlsschule vermittelt worden.³ Vor diesem Hintergrund hat sich die Forschung intensiv mit der psychischen Disposition der beiden Protagonisten auseinandergesetzt und insbesondere Karl Moor seelische Erkrankungen attribuiert. So hat er für Michael Hofmann und Walter Hinderer manisch-depressive Züge,⁴ während ihn Matthias Luserke-Jaqui und Gert Sautermeister als Narzissten identifizieren.⁵ Diese Befunde müssen allerdings vage bleiben, weil die Autoren ausschließlich alltagspsychologisch argumentieren.

Im Unterschied dazu wird im Folgenden dafür argumentiert, dass es sich bei Karl Moor tatsächlich um eine Figur mit einem narzisstischen Persönlichkeitsstil handelt. Um diese *erste These* zu verifizieren, wird zunächst der Begriff des Narzissmus mit Blick auf die intersubjektive Psychoanalyse und die medizinische Psychopathologie definiert, bevor die Figur als Narzisst profiliert wird. Dabei geht es dezidiert nicht darum, sie zu stigmatisieren oder zu pathologisieren.⁶ Vielmehr soll gezeigt werden, dass sich Karls Erleben und Handeln vor dem

² Friedrich Schiller, Vorrede zu den ›Räubern‹, in: Ders., Werke und Briefe in zwölf Bänden, Bd. 2, Die Räuber. Fiesko. Kabale und Liebe. Kleine Dramen, hg. von Gerhard Kluge, Frankfurt a. M. 1988, S. 15–19, hier S. 15, 16.

³ Vgl. u. a. Wolfgang Riedel, Die Aufklärung und das Unbewusste. Die Inversionen des Franz Moor, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 37 (1993), S. 198–220; Wolfgang Riedel, Die Anthropologie des jungen Schiller. Zur Ideengeschichte der medizinischen Schriften und der ›Philosophischen Briefe‹, Würzburg 1985.

⁴ Vgl. Michael Hofmann, Schiller. Epoche – Werk – Wirkung, München 2003, S. 47; Walter Hinderer, Die Räuber, in: Interpretationen. Schillers Dramen, Stuttgart 1992, S. 11–56, hier S. 45.

⁵ Vgl. Gert Sautermeister, Die Seele bei ihren geheimsten Operationen ertappen, in: Kulturelles Erbe zwischen Tradition und Avantgarde. Ein Bremer Symposium, hg. von Thomas Metscher und Christian Marzahn, Köln, Weimar 1991, S. 311–340. Auch Gerhard Oberlin beschreibt Karl als Narzissten (vgl. Gerhard Oberlin, »Wenn die Kultur ausartet«. Die Mechanik des Bösen in Schillers ›Räubern‹, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 50 (2006), S. 107–133). Er ist der Einzige, der im Rekurs auf psychoanalytische Theorien argumentiert, wobei er sich, im Unterschied zu diesem Beitrag, aber nicht auf die intersubjektive Psychoanalyse bezieht.

⁶ Im Beitrag wird der Narzissmus als Persönlichkeitsstil begriffen. Darunter werden spezifische, nicht zwingend pathologische Denk-, Wahrnehmungs-, Reaktions- und Interaktionsmuster verstanden, die sich mit dem psychiatrischen diagnostischen Manual DSM erfassen lassen. Den Narzissmus als Persönlichkeitsstil zu definieren, erscheint deshalb geboten, weil die Übergänge zwischen einem Persönlichkeitsstil und einer Per-

Hintergrund der als Bezugsrahmen fungierenden Narzissmustheorien präziser beschreiben lässt, was eine differenziertere Lesart, insbesondere der Vater-Sohn-Beziehung und des Dramenendes, ermöglicht.

Dass der Grafensohn einen narzisstischen Persönlichkeitsstil aufweist, lässt sich auf Schillers Interesse an der menschlichen Psyche zurückführen, so die *zweite These*. Mit Karl führt er eine Figur mit interindividuellen Modi der Konfliktverarbeitung vor, die erst später – mit der Herausbildung des psychoanalytischen Denkens – als narzisstisch definiert werden.

Dass Karl als Narzisst »avant la lettre« konzipiert ist, lässt sich darüber hinaus problemgeschichtlich, nämlich als Reaktion auf die sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts vollziehenden sozistrukturellen Modernisierungsprozesse deuten, so die *dritte These*. Das ist durch eine Änderung des Blickwinkels möglich und zwar dann, wenn man den Narzissmus nicht – wie die intersubjektive Psychoanalyse – als konstanten Persönlichkeitsstil eines Subjekts, sondern aus soziologischer Perspektive als »dynamisches Reaktionsmuster auf äußere Umstände«⁷ begreift. Die verändern sich im späten 18. Jahrhundert im Zuge der Umstellung von einer stratifikatorischen hin zu einer funktionalen Gesellschaftsdifferenzierung. Damit geht die Identität des Subjekts nicht länger aus seiner Inklusion in eine feste soziale Umwelt hervor. Vielmehr gilt es fortan, die eigene Individualität selbstbestimmt hervorzubringen und durch intersubjektive Anerkennung zu stabilisieren. Diese Grundparadoxie – das Streben nach Autonomie bei gleichzeitigem Bedürfnis nach sozialer Anerkennung – ist laut der psychoanalytischen Forschung für den Narzissmus auf intrapsychischer Ebene kennzeichnend und wird nun auch auf sozialer Ebene virulent. Das wird in den *Räubern* anhand der Karl Moor-Figur problematisiert.

I. Was ist Narzissmus? Psychoanalytische Theorie und diagnostische Merkmale

Der Begriff des Narzissmus ist zuerst von Sigmund Freud aus triebtheoretischer Perspektive definiert worden. Das Verständnis davon hat sich seitdem geändert. Grund dafür ist die »intersubjektive Wende«, die sich in der Denkschule der Psychoanalyse seit den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts vollzogen hat. Im Un-

sönlichkeitssstörung fließend sind und weil das, was als Störung, mithin als pathologisch gilt, einem historischen Wandel unterworfen ist.

⁷ Carolin Amlinger, Oliver Nachtwey, Gekränte Freiheit. Aspekte des libertären Autoritarismus. Frankfurt a. M. 2022, S. 169.

terschied zu Freud, der sich das Wesen des Menschen grundsätzlich monadisch vorgestellt und seine Triebtheorie daher intrapsychisch ausgerichtet hat,⁸ besteht in der heutigen Forschung Einigkeit in der Überzeugung, dass sich die menschliche Psyche in der Interaktion mit anderen ausbildet. Dieser Paradigmenwechsel hat entscheidende Impulse von der (Sozial-)Philosophie erhalten, so etwa von Georg Wilhelm Friedrich Hegels und Axel Honneths Anerkennungstheorien, außerdem von George Herbert Meads Identitätskonzeption. An ihre Überlegungen schließen die meisten psychoanalytischen Theorien zum Narzissmus an. Trotz unterschiedlicher Akzentuierungen herrscht Konsens darüber, dass sich die menschliche Psyche in der Interaktion mit anderen ausbildet. Über die Differenz zu anderen erfährt sich das Subjekt als autonom und einzigartig. Dabei kann es nur dann eine »positive[!] Selbstbeziehung«⁹ entwickeln,¹⁰ wenn es in einem gegenseitigen Anerkennungsverhältnis steht.

Mit Honneth lässt sich Anerkennung als ein Prozess beschreiben, in dem das anerkennende Subjekt seinem Gegenüber einen »Wert einräumt, der die Quelle von legitimen Ansprüchen ist, die der eigenen Selbstliebe Abbruch tun.«¹¹ Das Gegenüber wird folglich anerkannt, wenn es vom Subjekt als autonome Person geachtet wird, so dass es auf alle Handlungen verzichtet, die das Resultat einfacher egozentrischer Impulse sind. Ein eigener »Wert« wird dem Subjekt ferner dann zuerkannt, wenn es für bestimmte individuelle »Eigenschaften und Fähigkeiten«¹² wertgeschätzt wird. Reziprok muss das Anerkennungsverhältnis deswegen sein, weil das Subjekt nur so in »einen lebendigen Kontakt mit der Außenwelt, in ein gegenseitiges Verstehen und gemeinsames Fühlen«,¹³ kommt.

Vor diesem Hintergrund gilt die Ausbildung von Identität als Balanceakt, und zwar deshalb, weil das Subjekt sein Bedürfnis nach Unabhängigkeit mit dem nach Anerkennung in Einklang bringen muss. Das gelingt, wenn das Subjekt einen stabilen Selbstwert entwickelt, mit dem Psychologen Martin Alt-

⁸ Vgl. Stephen A. Mitchell, Bindung und Beziehung. Auf dem Weg zu einer relationalen Psychoanalyse, Gießen 2003.

⁹ Axel Honneth, Kampf um Anerkennung. Zur Grammatik sozialer Konflikte, Frankfurt a. M. 1994, S. 278.

¹⁰ Darunter versteht Honneth »eine Art von nach innen gerichtete[m] Vertrauen [...], das dem Individuum Sicherheit sowohl in seiner Bedürfnisartikulation als auch in der Anwendung seiner Fähigkeit schenkt« (ebd., S. 278 f.).

¹¹ Axel Honneth, Unsichtbarkeit. Über die moralische Epistemologie von ›Anerkenng‹, in: Unsichtbarkeit. Stationen einer Theorie der Intersubjektivität, Frankfurt a. M. 2003, S. 22.

¹² Axel Honneth, Kampf um Anerkennung, S. 277.

¹³ Jessica Benjamin, Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht, Basel³ 2004, S. 54.

meyer definiert als »reflexive und in Interaktionsmustern der Anerkennung erworbene [...] Selbstachtung, in der das Gefühl des eigenen Werts mit dem Beachtet- und Geachtetwerden durch andere zusammenfließ[en]«.¹⁴ Hat das Subjekt einen stabilen Selbstwert, wird es zwischen den beiden Polen – der Bezugshheit auf andere und dem Wunsch nach Autonomie – oszillieren können. In dem Wissen, vom Gegenüber als unabhängiges Subjekt anerkannt und geschätzt zu werden, kann es sich von dessen Bestätigung abhängig machen.¹⁵

Ein narzisstischer Persönlichkeitsstil wird aus Sicht der intersubjektiven Psychoanalyse dann ausgebildet, wenn das Subjekt keinen stabilen Selbstwert besitzt, etwa infolge von Missachtungserfahrungen. In dem Fall ist die Balance zwischen dem Bedürfnis nach Autonomie und dem nach Anerkennung gestört. Das führt dazu, dass das Subjekt seine Abhängigkeit von anderen zu leugnen sucht, um sich vor negativen Emotionen zu schützen. Zugleich hat es aufgrund der erfahrenen Missachtung ein verstärktes Anerkennungsbedürfnis. Vor diesem Hintergrund lässt sich der Narzissmus aus Sicht der intersubjektiven Psychoanalyse als Ringen um Anerkennung bei gleichzeitiger Demonstration der eigenen Autonomie definieren. Dabei müssen laut der aktuellen Auflage des DSM-5¹⁶ – dem international gebräuchlichen Klassifikationssystem psychischer Störungen – die meisten der folgenden Merkmale erfüllt sein, um einem Subjekt einen narzisstischen Persönlichkeitsstil attribuieren zu können:

Grundlegend ist zunächst eine starke Selbstidealisation, durch die das Subjekt das Gefühl der Abhängigkeit von anderen zu vermeiden und somit seinen brüchigen Selbstwert zu stabilisieren sucht. Das kommt in Fantasien von grenzenlosem Erfolg, unermesslicher Macht oder »idealer Liebe« zum Ausdruck, was dazu führen kann, dass sich die narzisstische Person »in vorteilhafter Weise mit berühmten oder privilegierten Menschen« vergleicht. In jedem Fall werden die eigenen Fähigkeiten und Leistungen regelmäßig überschätzt, was »prahlerisch und großspurig«¹⁷ wirkt.

Da die narzisstische Person meint, anderen durch bestimmte individuelle Qualitäten überlegen zu sein, ist sie häufig »neidisch auf andere« oder glaubt, »andere seien neidisch auf sie«.¹⁸ Darüber hinaus ist sie davon überzeugt, von

¹⁴ Martin Altmeyer, *Narzissmus und Objekt. Ein intersubjektives Verständnis der Selbstbezogenheit*, Göttingen 2000, S. 152.

¹⁵ Vgl. ebd., S. 16.

¹⁶ Vgl. *Diagnostisches und Statistisches Manual Psychischer Störungen – Textrevision – DSM-5-TR*, hg. von der American Psychiatric Association, dt. Ausgabe hg. von Peter Falkai und Hans-Ulrich Wittchen, Göttingen 2025.

¹⁷ Ebd., S. 1087.

¹⁸ Ebd., S. 1088.

»gewöhnliche[r] Menschen«¹⁹ nicht verstanden zu werden sowie von ihren Gegenübern übermäßige Bewunderung und eine »besonders bevorzugte Behandlung«²⁰ erwarten zu können. Um sich selbst aufzuwerten, hat sie zugleich eine chronische Neigung, andere durch verächtliches oder herablassendes Handeln zu entwerten.

Für den Narzissmus ist ferner die Konzentration auf das Ego kennzeichnend. Das geht mit einem »Mangel an Empathie«²¹ einher. Narzisstische Beziehungen sind daher häufig ausbeuterisch. Bindungen werden nämlich nur dann eingegangen, wenn die Wahrscheinlichkeit besteht, die anderen für die eigenen Ziele instrumentalisieren zu können, wobei diese nicht als unabhängige Subjekte mit eigenen Ansprüchen und Rechten anerkannt werden; oder es werden Beziehungen geknüpft, in denen das Gegenüber von der narzisstischen Person glorifiziert wird, um über den idealisierten Wert, der ihm zugemessen wird, den eigenen Selbstwert zu stärken.

In der dritten Auflage des DSM-III-R von 1989 werden zwei weitere Merkmale narzisstischer Personen aufgeführt:²² Zum einen wird eine übertriebene Empfindlichkeit gegenüber Zurückweisung genannt, die mit heftigem Zorn oder mit Schamgefühlen beantwortet wird. Ferner wird darauf hingewiesen, dass die Vorstellung von der eigenen Grandiosität von heftigen Gefühlen der Unsicher-

¹⁹ Ebd., S. 1087.

²⁰ Ebd., S. 1088.

²¹ Ebd.

²² Vgl. Diagnostisches und Statistisches Manual Psychischer Störungen DSM-III-R, hg. von der American Psychiatric Association, deutsche Bearb. und Einführung von Hans-Ulrich Wittchen, Göttingen 1989. Dass im DSM-III-R Merkmale genannt werden, die im DSM-5-TR nicht mehr aufgeführt werden, zeigt, dass die wissenschaftliche Diskussion um die Konzeptualisierung des Narzissmus noch nicht abgeschlossen ist. Das gilt für alle spezifischen Persönlichkeitsstörungen, so auch für die paranoide, die schizoide u. a. Daher werden sie im ICD-11 (2022), dem Diagnosehandbuch der Weltgesundheitsorganisation, auch nicht mehr einzeln aufgeführt. Hier findet sich nur noch die allgemeine Diagnose ‚Persönlichkeitsstörung‘ inklusive zahlreicher Kriterien, anhand derer sie diagnostiziert und ihr Schweregrad bestimmt werden kann. Der Wechsel von einem kategorialen hin zu einem dimensionalen Klassifikationssystem wird damit begründet, dass sich nicht alle etablierten Persönlichkeitsstörungen immer klar voneinander und von psychischer Normalität abgrenzen lassen. Im Unterschied dazu hält die DSM-5-Task-Force aber an den etablierten Persönlichkeitsstilen respektive -störungen fest, zumal das in der psychotherapeutischen Praxis nach wie vor gängig ist.

Auch wenn über die entscheidenden Leitsymptome des narzisstischen Persönlichkeitsstils nach wie vor debattiert wird, können die im DSM genannten Merkmale als heuristisches Hilfsmittel dienen, um literarischen Figuren mit psychologischer Tiefe einen narzisstischen Persönlichkeitsstil attribuieren zu können.

heit oder Minderwertigkeit abgelöst werden kann, wenn der eigene Selbstwert, etwa durch ausbleibende Bewunderung, bedroht wird. Auf diese Weise entsteht der Eindruck, dass die narzisstische Person zwischen Gefühlen von vollkommener Überlegenheit und völliger Wertlosigkeit hin- und herschwankt.

2. Karl Moor – der narzisstische Rebell

Wie skizziert, lässt sich ein narzisstischer Persönlichkeitsstil auf Missachtungserfahrungen zurückführen. Vor diesem Hintergrund wird im Folgenden zuerst das Verhältnis zwischen Karl Moor und seinem Vater beleuchtet, bevor die Figur als narzisstischer Rebell profiliert wird. Dabei wird die These vertreten, dass der alte Moor seinem Sohn keine Anerkennung entgegenbringt. Das mag überraschen, gilt Karl im Drama doch als sein geliebtes »Schoßkind«.²³ Allerdings bezeichnet Schiller den Grafen Moor schon auf dem Theaterzettel zur Uraufführung als »Stifter vom Verderben und Elend seiner Kinder«.²⁴ Inwiefern trägt er aber Schuld an Karls ›Elend‹?

Erstens ist er ein »Verzärtler«,²⁵ so heißt es auf dem Theaterzettel. Wie Franz berichtet, sind Karl in seiner Kindheit keine Grenzen gesetzt worden. Während sich die Familie daheim »mit frommen Gebeten, und heiligen Predigtbüchern«²⁶ beschäftigt hat, streunte Karl im Freien herum, wo er ausschließlich seiner individuellen Bedürfnisbefriedigung nachgegangen ist. Solch eine antiautoritäre Erziehung problematisiert Schillers Karlsruhlehrer Jacob Friedrich Abel in seiner *Rede, über die Entstehung und die Kennzeichen grosser Geister* (1776). Laut ihm können sich die dem genialischen Subjekt qua Geburt gegebenen Kräfte – das Erkenntnisvermögen, die Empfindungsfähigkeit, die Imaginations- sowie die Erinnerungskraft – nur dann richtig ausbilden, wenn sie durch Erziehungsinstanzen in die richtigen Bahnen gelenkt und harmonisch ausgebildet werden. Im andern Fall »sind grosse Wirkungen der Seele nie zu erwarten«,²⁷ so Abel.

²³ Friedrich Schiller, Die Räuber. Ein Schauspiel, in: Ders.: Werke und Briefe in zwölf Bänden, Bd. 2, Die Räuber. Fiesko. Kabale und Liebe. Kleine Dramen, hg. von Gerhard Kluge, Frankfurt a. M. 1988, S. 20–160, hier S. 28.

²⁴ Christian Grawe, Friedrich Schiller. »Die Räuber«. Erläuterungen und Dokumente, Stuttgart 2009, S. 177.

²⁵ Ebd., S. 177.

²⁶ Friedrich Schiller, Die Räuber. Ein Schauspiel, S. 22.

²⁷ Jacob Friedrich Abel, Rede über die Entstehung und die Kennzeichen grosser Geister, in: Ders.: Eine Quellenedition zum Philosophieunterricht an der Stuttgarter Karlsruhlehrer (1773–1782). Mit Einleitung, Übersetzung, Kommentar und Bibliographie, hg. von Wolfgang Riedel, Würzburg 1995, S. 181–219, hier S. 195.

Dass das Kind eine ihm Grenzen setzende Autorität braucht, ist auch Konsens der heutigen Narzissmusforschung. Aus ihrer Sicht muss das Kind lernen, seine infantilen Omnipotenzphantasien »dem Realitätsprinzip zu unterstellen«.²⁸ Sonst wird es glauben, autonom agieren zu können und nicht wissen, wie es mit seiner »Abhängigkeit von unabhängig existierenden Anderen«²⁹ umgehen soll.

Genau das trifft auf Karl zu. Davon zeugt sein erster Auftritt, der mit einer »Pauschalanklage[]«³⁰ gegen die Durchschnittsmenschen seines »Tintenklecksenden Sekulum[s]«³¹ beginnt. Schnell wird deutlich, dass seiner kulturkritischen Schmährede eine private Kränkung zugrunde liegt, gipfelt sie doch in dem Ärger darüber, dass sich seine Gläubiger mit Geldforderungen an ihn gerichtet haben und ihm trotz seiner »Bitte[n]«, »Schwüre« und »Tränen«³² keinen Zahlungsaufschub gewähren wollten. Vor Wut »auf den Boden stampfend«³³ macht er ihre penible Orientierung an den herrschenden Gesetzen für seine Notlage verantwortlich. Dass sich Karl von den legitimen Forderungen seiner Gläubiger brüskiert fühlt, spricht dafür, dass er nicht gelernt hat, andere als von ihm unabhängige Subjekte mit eigenen Ansprüchen und Rechten anzuerennen – ein erster Hinweis auf seinen narzisstischen Persönlichkeitsstil.

Genau umgekehrt wird Karl aber auch von seinem Vater nicht als autonomes Gegenüber anerkannt. Für die Vater-Sohn-Beziehung ist nämlich *zweitens* kennzeichnend, dass der alte Moor seinen Sohn als Erweiterung seiner selbst betrachtet. So geht er davon aus, dass es Karls Pflicht sei, ihm Ehre zu machen. Aus diesem Grund beginnt er »bitterlich«³⁴ zu weinen, als Franz ihn über Karls Untaten in Leipzig informiert. Dabei gelten seine Tränen nicht dem auf Abwege geratenen Sohn, sondern ausschließlich sich selbst: Durch Karl sieht er seinen »ehrliche[n] Name[n]« beschmutzt und seine »Aussichten« und »goldenen Träume«³⁵ zerstört.

Die hohen väterlichen Erwartungen sind *drittens* mit einer starken Idealisierung Karls verbunden. So verehrt der alte Moor seinen Erstgeborenen als genialischen ›Universalkopf‹ in der Erwartung, dass er einmal »zu einem großen

28 Paulina F. Kernberg, Narzisstische Persönlichkeitsstörungen in der Kindheit, in: *Narzissmus. Grundlagen – Störungsbilder – Therapie*, bearb. von Otto F. Kernberg und Hans P. Hartmann, München 2006, S. 570–601, hier S. 580.

29 Jessica Benjamin, *Die Fesseln der Liebe*, S. 68.

30 Gerhard Oberlin, »Wenn die Kultur ausartet«, S. 120.

31 Friedrich Schiller, *Die Räuber. Ein Schauspiel*, S. 30.

32 Ebd., S. 32.

33 Ebd., S. 32.

34 Ebd. 22.

35 Ebd., S. 22 f.

großen Manne«³⁶ und aufgrund seines Nachruhms unsterblich werden wird. Dass Karl aber keineswegs ein »Nachstrahl der Gottheit«³⁷ ist, wie sein Vater und seine Geliebte Amalia meinen, machen die ersten beiden Szenen des Dramas deutlich. Hier berichten Franz und Spiegelberg, dass Karl Schulden angehäuft hat – laut Franz sind es 40.000 Dukaten.³⁸ Auch wenn Franz übertreiben sollte, bleibt es eine erkleckliche Summe, die Karls Gläubiger nun von ihm zurückfordern. Darüber hinaus hat er sich zahllose Male duelliert und aus Rachsucht fast einen Bürgerkrieg ausgelöst. Deswegen wird er laut Franz nun steckbrieflich gesucht. Das scheint keine Lüge zu sein, erklären Grimm und Roller doch in der sächsischen Schenke, dass sie alle gesucht werden und jeden Augenblick verhaftet werden könnten.³⁹

Es sollte deutlich geworden sein, dass Karl von seinem Vater keine »wahre« Anerkennung erfährt; denn zum einen wird er von ihm als Erfüllungsgehilfe für die eigenen Wünsche und nicht als autonomes Subjekt betrachtet; und zum anderen wird er von ihm nicht in seiner Individualität wertgeschätzt, sondern glorifiziert und somit auf die vom Vater geschätzten Aspekte seines Selbst reduziert.

Laut der heutigen Narzissmusforschung bleiben Kinder, die auf diese Weise »depersonifiziert«⁴⁰ werden, »emotional ungesättigt«,⁴¹ so dass sie keinen stabilen

³⁶ Ebd., S. 23.

³⁷ Ebd., S. 123.

³⁸ Laut Frank Berger entspricht ein Dukat etwa 2,5 Talern (vgl. Frank Berger, *Das Geld der Dichter in Goethezeit und Romantik. 71 biografische Skizzen über Einkommen und Auskommen*, Wiesbaden 2020, S. 319). »Das Existenzminimum einer fünfköpfigen Familie im Deutschland der Goethezeit lag bei etwa 85 Talern« – das sind etwa 34 Dukaten. »Das Durchschnittseinkommen setzt Berger bei 200 Talern pro Jahr an, den «(relative[n]) Reichtum [...] bei 500 Talern bzw. 200 Dukaten. Dabei handelt es sich allerdings um einen »bescheidene[n] Wohlstand, wirklich reich war man damit nur als alleinstehende Person, wenn man in Rechnung stellt, dass die Studienkosten eines Sohnes schon mit 200 Talern zu Buche schlugen« (ebd., S. 326). »Der wirkliche Reichtum begann in einer anderen Größenordnung, in etwa dem Doppelten« (ebd., S. 14) der hier genannten Beträge.

»Nur selten wird Reichtum in Dramen und Romanen konkret beziffert. [...] Im bürgerlichen Trauerspiel konnte man ›auf eine honnette Art‹ 1779 eine Haushaltung mit Kindern führen, wenn zu einem Vermögen von 10.000 Talern noch ein Amt von 600 bis 700 Talern hinzukam. Dies ergab einschließlich der Zinseinkünfte knapp 1000 Taler im Jahr« (ebd., S. 327) – das sind etwa 400 Dukaten. Vor diesem Hintergrund handelt es sich bei den von Karl Moor gemachten Schulden in Höhe von 40.000 Dukaten bzw. 100.000 Talern um eine extrem hohe Summe.

³⁹ Vgl. Friedrich Schiller, *Die Räuber*. Ein Schauspiel, S. 37.

⁴⁰ Vgl. Donald B. Rinsley, Overview of Borderline and Narcissistic Disorders. Presented at meeting of Association of Adolescent Psychiatry, Washington 1988.

⁴¹ Paulina F. Kernberg, *Narzisstische Persönlichkeitsstörungen in der Kindheit*, S. 572.

Selbstwert entwickeln. Um sich vor daraus resultierenden negativen Emotionen zu schützen, identifizieren sie sich ausschließlich mit dem von den Eltern geschätzten idealen Selbst, so dass sie ein übertriebenes Gefühl von der eigenen Wichtigkeit und somit einen narzisstischen Persönlichkeitsstil ausbilden. Das gilt auch für Karl Moor, so die im Folgenden zu verifizierende These.

Dass Karl keinen stabilen Selbstwert besitzt, folglich (ihm unbewusste) Selbstzweifel hat, kommt in der zweiten Szene des ersten Akts zum Ausdruck. Hier erwartet er den Vergebungsbrief des Vaters. Die Selbstsicherheit, mit der er Spiegelberg verkündet, dass dessen »Verzeihung« schon innerhalb der »Stadtmauren«⁴² sei, wird dadurch konterkariert, dass er zu zittern beginnt, als er erfährt, dass Schwarz mit dem ersehnten Brief auf dem Weg zu ihm ist.⁴³

Aus historischer Perspektive lässt sich Karls Zittern mit Johann Georg Sulzer als Ausdruck von Selbstzweifeln deuten. Laut Sulzer, dessen philosophische Schriften Schiller auf der Karlsschule kennengelernt hat, setzen sich frühkindliche Erfahrungen in der Seele fest. Sie können im Subjekt Affekte auslösen, die sich der Kontrolle seines Bewusstseins entziehen und die es dazu bringen, gegen die Bestrebungen des eigenen Willens zu handeln.⁴⁴ Auch wenn sich Karl selbstsicher präsentiert, lässt sich sein Zittern als Zeichen von Unsicherheit darüber deuten, ob er der Gnade des Vaters wirklich wert ist. Dafür spricht auch, dass sich sein Gesicht »wie die Wand«⁴⁵ verfärbt, noch bevor er den Brief überhaupt gelesen hat, nämlich als er den Brief öffnet und Franz' Handschrift erkennt.⁴⁶

In der intersubjektiv argumentierenden Narzissmusforschung herrscht Konsens darüber, dass Menschen mit einem narzisstischen Persönlichkeitsstil ihre Abhängigkeit von anderen zu leugnen suchen, um sich angesichts ihres instabilen Selbstwerts vor negativen Emotionen zu schützen. Auch das trifft auf Karl

⁴² Friedrich Schiller, *Die Räuber*. Ein Schauspiel, S. 37.

⁴³ Roller fragt Moor, ob er zittere. Das wird von Karl verneint, allerdings mehrmals hintereinander, wodurch der Eindruck entsteht, dass Karl sehr wohl zittert und sich durch die Verneinung zu beruhigen sucht (vgl. ebd., S. 37).

⁴⁴ Vgl. Johann Georg Sulzer, *Vermischte philosophische Schriften*, Leipzig 1773, S. 99.

⁴⁵ Friedrich Schiller, *Die Räuber*. Ein Schauspiel, S. 37.

⁴⁶ In der Trauerspielfassung wird Karls Unsicherheit darüber, ob er der Verzeihung des Vaters wert ist, expliziter zur Darstellung gebracht. Hier geht er in der Schenke »*unmutig auf und nieder*«, hält sich »*die Hand vor die Brust*« und spricht zu sich: »Knabe! Knabe! Wie dir's hier klopft! – Wein! Wein! Ich brauche heut meinen Mut zwiefach – sei's zur Freud' oder zur Verzweiflung.« (Friedrich Schiller, *Die Räuber*. Ein Trauerspiel, in: Ders.: *Werke und Briefe in zwölf Bänden*, Bd. 2, *Die Räuber*. Fiesko. Kabale und Liebe. Kleine Dramen, hg. von Gerhard Kluge, Frankfurt a.M. 1988, S. 183–292, hier S. 197.)

zu. Das kommt zum einen in dem von ihm beschworenen Ideal der »Freiheit«⁴⁷ von allen zivilisatorischen Zwängen zum Ausdruck; davon zeugt zum anderen seine Entscheidung, in Leipzig fernab vom Elternhaus zu studieren. Dabei ist auffällig, dass Karl in Anwesenheit seiner Kommilitonen ausschließlich abschätzig über seinen Vater urteilt. So erinnert ihn Spiegelberg: »Weißt du noch wie tausendmal du die Flasche in der Hand den alten Filzen hast aufgezogen, und gesagt: Er soll nur drauf los schaben und scharren« – das heißt sein Geld zusammenhalten wollen – »du wollest dir dafür die Gurgel absaufen. – Weißt du noch?«⁴⁸ Auch wenn sich Karl im Nachhinein von seinen Diskreditierungen distanziert, wird deutlich, dass er sich über die Abwertung des Vaters der eigenen Autonomie zu versichern sucht. Bezeichnenderweise regt sich sein Wunsch, nach Hause zurückzukehren, erst als er – vollkommen verschuldet und in Sachsen steckbrieflich gesucht – in die Gefahr gerät, verhaftet und juristisch verurteilt zu werden, wodurch sein grandioses Selbst bedroht wird. Die Möglichkeit, für die eigenen Taten geradezustehen, zieht Karl nicht in Betracht.⁴⁹ Stattdessen erwartet er die väterliche Rettung in der Überzeugung, sie aufgrund der eigenen Besonderheit verdient zu haben. In diesem Zuge weicht die Verachtung des Vaters einer plötzlichen Idealisierung des Lebens im »Schatten« der »väterlichen Haine«.⁵⁰ Mit der Psychoanalytikerin Jessica Benjamin ließe sich die These aufstellen, dass Karl seinen gefährdeten Selbstwert dadurch zu stabilisieren sucht, dass er sich mit den Wünschen seines Vaters identifiziert, um sich trotz seiner Willfährigkeit als souverän erfahren zu können.⁵¹

⁴⁷ Friedrich Schiller, *Die Räuber*. Ein Schauspiel, S. 32.

⁴⁸ Ebd., S. 34.

⁴⁹ Dass Karl die negativen Aspekte seines Selbst nicht akzeptiert und daher unfähig ist, die Verantwortung für seine kriminellen Taten zu übernehmen, wird im Handlungsverlauf mehrfach vorgeführt, so auch in der zweiten Szene des dritten Akts. Hier wünscht sich Karl zurück in den Mutterleib und in die »Elisiums Szenen [s]einer Kindheit« (ebd., S. 99). In diesen Regressionsfantasien manifestiert sich seine Sehnsucht nach einer »naiven«, mithin vorreflexiven Existenzform, in der das Subjekt noch ganz mit den Eltern identifiziert ist, somit noch kein Bedürfnis nach Autonomie und Anerkennung kennt und aller Verantwortung für die eigenen Taten enthoben ist.

Diese Sehnsucht kollidiert mit Karls Lebensrealität, in der er sich als Räuberhauptmann vieler Verbrechen schuldig gemacht hat. Damit hadernd, stilisiert er sich zum »heulende[n] Abbadonna« (ebd., S. 98), dem Engel aus Friedrich Gottlieb Klopstocks *Messias*, der seinen Abfall von Gott bereut. Anstatt aber wirklich Reue zu zeigen und sich der Justiz auszuliefern, erklärt er der Räuberbande nur wenig später, sie »niemals verlassen« (ebd., S. 100) zu wollen. Vor diesem Hintergrund werden Karls Selbstzweifel von den Räubern als »Paroxismus« (ebd., S. 99), als Fieberanfall, gewertet.

⁵⁰ Ebd., S. 37.

⁵¹ Vgl. Jessica Benjamin, *Die Fesseln der Liebe*, S. 49; vgl. außerdem Martin Altmeyer, *Narzissmus und Objekt*, S. 160.

Dass Karl auf die Hilfe und Vergebung des Vaters hofft, anstatt sich für seine Verfehlungen vor dem Gesetz zu verantworten, macht zum einen deutlich, dass er nicht so autonom ist, wie er behauptet; zum anderen wird offenkundig, dass er – allen Unabhängigkeitsbekundungen zum Trotz – um die väterliche Anerkennung ringt.

Es sei festgehalten, dass Karl Moor insofern als narzisstisch kategorisiert werden kann, als für ihn das Ringen um Anerkennung bei gleichzeitiger Demonstration der eigenen Autonomie kennzeichnend ist. Darüber hinaus weist er alle im DSM-5-TR genannten Merkmale eines narzisstischen Persönlichkeitstyps auf, so etwa das abnorme Gefühl von der eigenen Wichtigkeit, wovon bereits sein erster Auftritt zeugt. Über das »schlappe Kastraten-Jahrhundert«⁵² schimpfend, vergleicht er sich selbst mit Arminius, und er prahlt damit, mit einem »Heer« von »Kerls« wie ihm dazu fähig zu sein, aus »Deutschland [...] eine Republik« zu machen, »gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster« sind.⁵³

Seine Selbstdidealisation nimmt im Handlungsverlauf groteske Formen an. So stilisiert er sich im fünften Akt zum Stellvertreter Gottes auf Erden, dazu berufen, Franz für seine Untaten mit dem Tod zu bestrafen. Als solcher segnet er die Räuber, die er dazu auserwählt, dem eigenen ›heiligen‹ Rache-Gebot zu folgen. So gebietet er ihnen: »Betet an vor dem, [...] der euch gewürdiget hat, die schrökliche Engel seines finstern Gerichtes zu sein! Entblößet eure Häupter! Kniest hin in den Staub, und stehet geheiligt auf!«.⁵⁴

Neben dem hier skizzierten übermäßigen Gefühl von der eigenen Grandiosität, das mit einer extremen Selbstüberschätzung sowie mit dem Bedürfnis einhergeht, von anderen vergöttert zu werden, beschäftigen Karl ferner Fantasien von unermesslichem Ruhm. Darauf verweist Schiller schon in der Vorrede zur Schauspielfassung der *Räuber*, wenn er Karl als Figur mit »enthusiastischen Träumen von Größe und Wirksamkeit«⁵⁵ charakterisiert.⁵⁶ Zu Beginn des Dramas manifestiert sich das in seiner Schwärmerei für die »Helden des Altertums«,⁵⁷ mit denen er sich vergleicht,⁵⁸ aber auch mit seinen Räubereien strebt

⁵² Friedrich Schiller, Die Räuber. Ein Schauspiel, S. 31.

⁵³ Ebd., S. 32.

⁵⁴ Ebd., S. 137.

⁵⁵ Friedrich Schiller, Vorrede zu den ›Räubern‹, S. 16.

⁵⁶ Auch in seinem Gedicht *Monument Moors des Räubers* attribuiert Schiller Karl Moor eine ›heiße Ruhmsucht‹, vgl. Christian Grawe, Friedrich Schiller, S. 179.

⁵⁷ Friedrich Schiller, Die Räuber. Ein Schauspiel, S. 31.

⁵⁸ Karl vergleicht sich mit Arminius, hat als Kind aber auch für »die Abenteuer des Julius Cäsar und Alexander Magnus« (ebd., S. 22) geschwärmt. In der sächsischen Schenke liest er die Biographien Plutarchs.

er nach Größe: So bezeichnet er sich selbst als »Rachschwert«⁵⁹ Gottes, wodurch er seine Gewalttaten zu veredeln sucht.

Von Karls Narzissmus zeugt außerdem seine ausbeuterische Beziehung zu den Räubern. Von ihnen erwartet er Bewunderung; er selbst zollt ihnen aber keine Anerkennung, betrachtet er sie doch nicht als autonome Individuen, sondern als »[e]llende Werkzeuge [s]einer grösseren Plane«.⁶⁰ Daher verhält er sich ihnen gegenüber wie ein Despot, der bedingungslosen Gehorsam fordert. Das kommt etwa in der an sie gerichteten rhetorischen Frage zum Ausdruck: »Wer überlegt, wann Ich befehle?«⁶¹ Keine Kritik an seiner Person duldet, instrumentalisiert er die Räuber für die eigenen Interessen, wobei er sie chronisch entwertet, indem er ihnen mit Verachtung und Herablassung begegnet, so etwa, wenn er ihnen erklärt: »Ihr seid nicht Moor. – Ihr seid heillose Diebe!«⁶²

Als Narzissten kennzeichnen Karl ferner seine leichte Kränkbarkeit sowie seine Unfähigkeit, mit Zurückweisungen umzugehen. Das manifestiert sich insbesondere in seiner Reaktion auf die (vermeintliche) Verstoßung aus dem Elternhaus. Darauf, dass sein Vater ihm jede Hilfe verweigert, er ihm somit als ein von ihm unabhängig existierender Anderer entgegentritt, ist er nicht gefasst. Maßlos gekränkt entbrennt er in Wut. Den aufkeimenden Gedanken, dass es sich bei der Abwendung des Vaters um »eine Täuschung«⁶³ handeln könnte, verfolgt er nicht weiter. Stattdessen ergeht er sich in blutrünstigen Rachefantasien.⁶⁴ Die »Reflexionskraft als vermittelnde Prüferin zwischen den Wünschen des Subjekts und den Versagungen der Umwelt hat sich bei Karl Moor offensichtlich nicht entwickeln können«,⁶⁵ weil ihm bis dato alle seine Wünsche erfüllt worden sind. Mit Abel ließe sich davon sprechen, dass sich deswegen die Kräfte seiner »Seele« nicht harmonisch ausgebildet haben, so dass seine »feurige Einbildungskraft den Verstand«⁶⁶ betäubt.

Wie für den narzistischen Persönlichkeitsstil kennzeichnend, wird Karls Überzeugung von der eigenen Großartigkeit mitunter von Minderwertigkeits-

⁵⁹ Ebd., S. 82.

⁶⁰ Ebd., S. 90.

⁶¹ Ebd., S. 82.

⁶² Ebd., S. 90.

⁶³ Ebd., S. 44.

⁶⁴ Vgl. ebd.

⁶⁵ Matthias Luserke-Jacqui, Die Räuber. Ein Schauspiel (1781), in: Schiller-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, hg. von Matthias Luserke-Jacqui, Stuttgart, Weimar 2005, S. 1–45, hier S. 25.

⁶⁶ Jacob Friedrich Abel, Rede, über die Entstehung und die Kennzeichen grosser Geister, S. 196.

gefühlen abgelöst, wenn sein Selbstwert durch ein mögliches Ausbleiben von Bewunderung bedroht wird. Das kommt beispielsweise im zweiten Akt zum Ausdruck, in dem Karl erfährt, dass seine Räuber bei der Befreiung Rollers Kinder, Frauen und Kranke umgebracht haben. Diese Untaten nimmt Karl, der sich selbst als Kämpfer für soziale Gerechtigkeit und die Räuber als Erweiterung seiner selbst begreift, als Gefährdung seines grandiosen Selbst wahr. Hat er sich zuvor noch selbstbewusst als despotischer Räuberhauptmann präsentiert, beschreibt er sich nun als »Knabe, [...] ausgehöhnt vor dem Auge des Himmels«.⁶⁷ Von Scham- und Schuldgefühlen erfüllt, will er fortan kein Räuber mehr sein und sich »in irgend eine Kluft der Erde [...] verkriechen, wo der Tag vor [s]einer Schande zurücktritt«.⁶⁸

3. Karl Moor – ein geläuterter Held?

Die Forschung deutet *Die Räuber* bis heute »im Sinne eines Läuterungs-dramas«⁶⁹ und zwar deswegen, weil Karl dem Räuberleben am Ende des Handlungsverlaufs entsagt und sich der Justiz ausliefert.⁷⁰ Allerdings ist durchaus irritiert zur Kenntnis genommen worden, dass Karls Schuldbewusstsein dadurch geschmälert wird, dass er seinem bevorstehenden Opfertod selbsttherrlich »eine universale, heilsgeschichtliche Geltung«⁷¹ zuschreibt. Ferner ist darauf aufmerksam gemacht worden, dass in Karls »pathetische Selbstinszenierung schrille Mißtöne dringen«, weil er »sich einer sozialen Ordnung ausliefert, deren institutionalisiertes Unrecht er zuvor aus guten Gründen verworfen hatte«.⁷²

Diese Ambivalenzen lassen sich auflösen, wenn man annimmt, dass es sich bei Karl nicht um eine dynamische, sondern um eine statische Figur mit einem narzisstischen Persönlichkeitsstil handelt. Für diese These sei im Folgenden mit Blick auf den fünften Akt argumentiert. Hier trifft Karl auf seinen tot geglaubten Vater, dem gegenüber er sich auffällig egozentrisch und empathielos verhält. So erhebt er sich über dessen Herzenswunsch, Franz zu vergeben, mit den Wor-

⁶⁷ Friedrich Schiller, *Die Räuber*. Ein Schauspiel, S. 82.

⁶⁸ Ebd.

⁶⁹ Matthias Luserke-Jacqui, *Die Räuber*, S. 40.

⁷⁰ Vgl. exemplarisch Hans Richard Brittnacher, *Die Räuber*, in: Schiller-Handbuch, hg. von Helmut Koopmann, Stuttgart 2011, 344–372, hier S. 354. Gleichwohl liegen vereinzelte Beiträge vor, in denen Karls Läuterung bezweifelt wird, vgl. etwa John Guthrie, *Karl Moors satanische Rebellion*, in: Schillers Theaterpraxis, hg. von Peter-André Alt und Stefanie Hundhege, Berlin 2020, S. 124–137.

⁷¹ Matthias Luserke-Jacqui, *Die Räuber*, S. 40.

⁷² Peter-André Alt, Schiller, S. 27.

ten: »Nein, bei meiner grimmigen Seele. Das soll nicht sein. Ich will nicht haben«.⁷³ Auch wenn er von seiner Rachgier später abrückt, weil er von Schuldgefühlen übermannt wird,⁷⁴ behält sein eigenes Wohl höchste Priorität. Das zeigt sich in seinem gleichermaßen launischen wie despotischen Verhalten den Räubern gegenüber. Hat er sie zuvor mit der Aufgabe »gehört«,⁷⁵ Franz lebend zu fassen, um ihn eigenhändig umzubringen, droht er ihnen nun – angesichts des sich nach Verzeihung sehndenden Vaters – mit Strafe, sollten sie seinem Befehl Folge geleistet haben.⁷⁶ Als die Räuber ihm nun erklären, Franz tot aufgefunden zu haben, hüpfst er »*froh empor*« – keinen Gedanken mehr an die Gefühle seines Vaters verschwendend; und er dankt dem »Lenker der Dinge« dafür, den Konflikt mit dem Bruder nun »überstanden«⁷⁷ zu haben.

Von Egozentrik und mangelnder Empathie ist auch sein Verhalten gegenüber Amalia geprägt. Als die Räuber sie ihm als »superbe[n] Fang«⁷⁸ in den Wald bringen, begegnet er ihr mit schroffer Ablehnung. Grund dafür ist die Furcht, dass sie und sein Vater erfahren könnten, dass er ein Räuberhauptmann geworden ist. Dabei sorgt er sich weniger darum, die beiden durch diese Nachricht ins Unglück stürzen zu können, als darum, von ihnen nicht länger bewundert zu werden. Dafür spricht, dass er beide mit der schockierenden Nachricht über seine Räuberexistenz dezidiert zu töten versucht, anstatt sie möglichst schonend aufzuklären. So befiehlt er ihnen: »So vergeh dann, Amalia! – Stirb Vater! Stirb durch mich [...] – Diese deine Retter sind Räuber und Mörder! Dein Karl ist ihr Hauptmann.«⁷⁹

Nun könnte man einwenden, dass Karl sich in dieser Extremsituation so stark von seinen Affekten leiten lässt, dass er zur Reflexion und damit zur Überlegung, Amalia und seinem Vater die Nachricht von seiner Räuberexistenz behutsam beizubringen, unfähig ist. Immerhin rennt er nach dem Tod des Vaters »*wider eine Eiche*«⁸⁰ – ein Zeichen dafür, dass er seine Fassung und damit seine Verstandeskraft verloren hat. Dafür, dass er beide lieber tot sehen will als von ihnen missachtet zu werden, spricht aber der weitere Handlungsverlauf. Während der alte Moor nämlich tatsächlich stirbt – bezeichnenderweise in dem Mo-

73 Friedrich Schiller, Die Räuber. Ein Schauspiel, S. 151.

74 Auf Karls Schuldgefühle verweist der Nebentext. Hier wird erläutert, dass sich Karl vor den Räubern, die er mit der Ermordung von Franz beauftragt hat, »zu verbergen« sucht (ebd., S. 154).

75 Ebd., S. 137.

76 Vgl. ebd., S. 154.

77 Ebd.

78 Ebd.

79 Ebd., S. 155.

80 Ebd., S. 156.

ment, in dem er sein Idealbild von Karl nicht länger mit der Realität in Einklang bringen kann⁸¹ – realisiert Amalia mit Entsetzen, dass ihre Liebe einem Verbrecher gegolten hat.⁸² Ihre Kritik an seinem grandiosen Selbst wehrt Karl mit folgenden Worten ab: »Das ist mehr als ein Mann erduldet. [...] soll ich itzt erst lernen beben wie ein Weib? [...] Nein, ein Weib erschüttert meine Mannheit nicht – Blut, Blut! Es ist nur ein Anstoß vom Weibe – Blut muß ich saufen, es wird vorübergehen.⁸³

Wie das Zitat zeigt, sucht sich Karl von Amalia zu distanzieren, indem er sie nicht länger als Geliebte, sondern als eine beliebige Vertreterin ihres Geschlechts betrachtet. Darüber hinaus wertet er sie ab, indem er sie als »Weib« bezeichnet – ein Wort, das schon im 18. Jahrhundert pejorativ gebraucht worden ist.⁸⁴ Zuletzt will er sich am Blut seiner Feinde berauschen – er will die ihm fehlende Anerkennung Amalias also dadurch kompensieren, dass er sich bei anderen durch Gewalt Geltung verschafft.

Von diesen narzisstischen Modi der Konfliktbewältigung lässt Karl sofort ab, als er begreift, dass Amalia ihm – anders als sein Vater – trotz seiner Verbrechen in Liebe verbunden ist. Als sie ihm eröffnet, bei ihm bleiben zu wollen, gerät er »in ekstatische[] Wonne«.⁸⁵ Das währt allerdings nur so lange, wie er seinen Selbstwert über den idealisierten Wert, den sie ihm zumisst, stärken kann.

81 Der alte Moor spricht zuvor in höchsten Tönen von seinem ‚himmlischen‘ Karl (vgl. ebd., S. 152), und er betont, wie sehr ihm an Gnade und Vergebung gelegen ist. Vor diesem Hintergrund wäre auch eine Versöhnung zwischen Vater und Sohn denkbar. Dass der alte Moor stirbt, weil er nicht über Karls kriminelle Laufbahn hinwegkommt, lässt sich nur so erklären, dass seine Liebe nicht Karls Individualität, sondern dem Idealbild gilt, das er sich von ihm gemacht hat.

82 Vgl. ebd., S. 156.

83 Ebd.

84 Vgl. die Definition ‚Weib‘ von Johann Christoph Adelung: »So wenig das Wort [Weib, N.B.] im Hochdeutschen als veraltet angesehen werden kann, so eingeschränkt ist doch dessen heutiger Gebrauch. [...] Jetzt wird dieses Wort im Hochdeutschen noch in folgenden Fällen gebraucht. 1. Im gemeinen Leben von geringen verheiratheten, oder doch bejahrten weiblichen Personen. [...] 2. In der vertraulichen Sprechart von einer verheiratheten Person [...]. 3. In der Dichtkunst und höhern Schreibart, doch gemeinlich nur von einer herzhaften, männlichen weiblichen Person. Dieser Nebenbegriff der Stärke und Rüstigkeit scheint auch die wahre Ursache zu seyn, warum dieses Wort in den obern Classen von der Zeit an verächtlich geworden, da man mehr Sanftmuth, Milde und Zärtlichkeit, als Stärke und Männlichkeit, von dem andern Geschlechte erwartet.« (Johann Christoph Adelung, Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart, Ausgabe letzter Hand, Bd. 4, Leipzig 1793–1801, Sp. 1443).

85 Friedrich Schiller, Die Räuber. Ein Schauspiel, S. 156.

Wie wenig ihm an ihr liegt, zeigt sich *erstens*, als die Räuber von ihm fordern, auf Amalia für die Bande zu verzichten. Sofort lässt er ihre »*Hand*« mit den Worten »*fahren*«: »Es ist aus! – Ich wollte umkehren und zu meinem Vater gehn, aber der im Himmel sprach, es soll nicht sein. [...] Kommt Kameraden!«⁸⁶ Augenfällig ist, dass Karls Gedanken ausschließlich dem Vater, mithin seinem Leben in der »Vaterordnung«⁸⁷ gelten, nicht aber der Geliebten.

Karls Egozentrik zeigt sich *zweitens* in seiner empathielosen Reaktion auf Amalias Bitte um ihren Tod. Der würde sie »glücklich«⁸⁸ machen, wie sie sagt, weil ihr ein Leben ohne Karl wertlos erscheint. Während sie an sein Mitleid appelliert, wirft er ihr vor: »Willst du allein glücklich sein? Fort, ich töde kein Weib«.⁸⁹ Selbstbezogen spricht er Amalias Wunsch nach Glück jedes Recht ab, weil es ihm selbst verwehrt bleibt. Seine distanzierte Haltung ihr gegenüber gibt er erst auf, als sie ihn vor der Bande mit dem Vorwurf provoziert, ein »eitler feigherziger Prahler«⁹⁰ zu sein. Wie für den narzisstischen Persönlichkeitsstil kennzeichnend, kann Karl mit solch einer Missachtung nicht umgehen. Empfindlich gekränkt beweist er ihr das Gegenteil, indem er sie kurzerhand ermordet.⁹¹ Dabei verschleiert er die Monstrosität seiner Tat, indem er vorgibt, sich damit dem Willen der Räuber gebeugt und sie für die Bande geopfert zu haben⁹² – eine Behauptung, der die Forschung bis heute folgt. Die Räuber haben allerdings nur gefordert, dass Karl sie nicht für ein Leben mit Amalia verlässt. Ihre Ermordung halten sie indes für »wahnsinnig«.⁹³

⁸⁶ Ebd., S. 157 f.

⁸⁷ Hans Richard Brittnacher, Die Räuber, S. 349.

⁸⁸ Friedrich Schiller, Die Räuber. Ein Schauspiel, S. 158.

⁸⁹ Ebd.

⁹⁰ Ebd.

⁹¹ Im Hinblick auf Amalias Ermordung lassen sich Parallelen zu G. E. Lessings *Emilia Galotti* ziehen – ein Trauerspiel, mit dem sich Schiller »frühzeitig« (Peter-André Alt, Schiller, S. 93), nämlich während seiner Karlsschuljahre befasst hat. Ähnlich wie Amalia provoziert Emilia ihren Vater in dem Wunsch, von ihm getötet zu werden. Das gelingt, weil sich Odoardo Galotti genauso wie Karl von seinen destruktiven Affekten leiten lässt. In der Forschung herrscht Konsens darüber, dass Odoardo Galotti für die Katastrophe am Ende des Handlungsverlaufs maßgeblich verantwortlich ist, weil sein Handeln von »Egozentrik (er denkt mehr an seine Ehre als an das Wohl der Tochter) [...], Unbesonnenheit« und »Jähzorn« geprägt ist (Monika Fick, Emilia Galotti, in: Dies.: Lessing Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, Stuttgart 2010, 378–407, hier S. 388). Das Gleiche gilt für Karl, der seinen Mord aber – im Unterschied zu Emilias Vater – nicht bereut. Dadurch wirkt seine Tat noch ungeheuerlicher.

⁹² Vgl. Friedrich Schiller, Die Räuber. Ein Schauspiel, S. 158 f.

⁹³ Ebd., S. 158.

Zuletzt kommt Karls Kaltherzigkeit in seiner fehlenden Trauer über Amalias Tod zum Ausdruck. Nachdem er sie tödlich verletzt hat, beschreibt er ihre Agonie mitleidlos, aus rein physiologischer Perspektive. So vermerkt er »mit starrem Blick« auf den Leichnam: »Sie ist getroffen. Dies Zucken noch, und dann wirds vorbei sein.⁹⁴ Zwar bedeutet er den Räubern, Tränen um sie zu vergießen; im Kontrast dazu stehen aber der auf diese Behauptung folgende Haupt- und Nebentext: »Mit bitterem Gelächter« erklärt Karl: »Die Narben, die böhmischen Wälder! Ja ja! Dies mußte freilich bezahlt werden.⁹⁵ Anstatt zu weinen, wie er sagt, verfällt Karl in ein ›bitteres Gelächter‹. Folgt man Johann Christoph Adelungs *Grammatisch-kritischem Wörterbuch*, dann entsteht ›Bitterkeit‹ in Folge einer schmerhaften Kränkung.⁹⁶ Die besteht für Karl darin, für die Entscheidung, ein Leben als Räuberhauptmann geführt zu haben, ›bezahlen‹ zu müssen. Karl trauert folglich weniger um Amalia als um sich selbst.

Angesichts seines inhumanen wie egozentrischen Verhaltens lässt sich sein auf Amalias Tod folgendes Eingeständnis, ein ›Narr‹ gewesen zu sein, weil er sich angemaßt hat, die Welt gottgleich nach seinem individuellen Willen gestalten zu wollen, nur schwerlich als Konsequenz eines Läuterungsprozesses deuten. Dagegen spricht auch Karls ungebrochene Selbstüberschätzung. Sie kommt zum einen in seiner Ansicht zum Ausdruck, dass »zwei Menschen« wie er »den ganzen Bau der sittlichen Welt zu Grund richten würden«,⁹⁷ und zum anderen in seiner Selbststilisierung zum Jesus ähnlichen Sühnopfer. Durch seinen Tod will er die von ihm »mißhandelte« Schöpferordnung »heilen«⁹⁸ und den christlichen Gott mit der sündigen Menschheit versöhnen.

Karls Entscheidung, sich am Ende des Handlungsverlaufs der Justiz auszuliefern, ist einzig und allein seiner Perspektivlosigkeit geschuldet, so die These. Die Idee, mit Amalia ins väterliche Schloss zurückzukehren, hat sich endgültig zerschlagen. Als narzisstische Persönlichkeit mit einem hohen Autonomiestreben kann er aber auch nicht länger bei den Räubern bleiben. Denn die haben ihm mit ihrer Forderung, auf ein Leben mit Amalia zu verzichten, vor Augen geführt, dass er sich ihren Wünschen beugen muss, weil sie ihn mit »ihrem

⁹⁴ Ebd.

⁹⁵ Ebd., S. 159.

⁹⁶ Vgl. Johann Christoph Adelung, Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart, Ausgabe letzter Hand, Bd. 1, Leipzig 1793–1801, Sp. 1039: »Bitter, [...] 1) Wegen damit verbundener Beleidigung schmerhaft, oder empfindlich. [...] Bittere Spöttreyen. Ein bitteres Lachen.«

⁹⁷ Friedrich Schiller, Die Räuber. Ein Schauspiel, S. 159 f.

⁹⁸ Ebd., S. 160.

Herzblut [...] zum Leibeigenen angekauft«⁹⁹ haben.¹⁰⁰ Es bleibt Karl die Möglichkeit, weiter in der Illegalität zu leben, bis er gefasst und juristisch verurteilt wird. Das würde allerdings einen Souveränitätsverlust bedeuten, den Karl nicht hinnehmen will. So erklärt er den Räubern:

Nicht, als ob ich zweifelte sie [die Justiz, N. B.] werde mich zeitig genug finden [...]. Aber sie möchte mich im Schlaf überrumpeln, oder auf der Flucht ereilen, oder mit Zwang und Schwert umarmen, und dann wäre mir auch das einige Verdienst entwischt, daß ich mit Willen für sie gestorben bin.¹⁰¹

Der einzige Weg, seine Selbstbestimmtheit nicht zu verlieren und sein Bedürfnis nach Bewunderung zu befriedigen, ist die Selbstauslieferung an die Justiz. Dabei kann er sein gefährdetes grandioses Selbst zum einen dadurch retten, dass er sich zu einer Christusfigur stilisiert und seinem Tod eine heilgeschichtliche Bedeutung zuschreibt. Zum anderen kann er seinen brüchigen Selbstwert dadurch stabilisieren, dass er das auf ihn ausgeschriebene Kopfgeld einem »armen Schelm« zukommen lässt, »der im Taglohn arbeitet und eilf lebendige Kinder hat«.¹⁰² Dass Karl damit »sein Leben an eitle Bewunderung setzen« will, meinen auch die Räuber, die ihm eine »Groß-Mann-Sucht« diagnostizieren.¹⁰³ Diese Einschätzung kann Karl nicht von der Hand weisen, gibt er doch zu – und das sind seine letzten Worte im Drama: »Man könnte mich darum bewundern«.¹⁰⁴

⁹⁹ Ebd., S. 157.

¹⁰⁰ Vor diesem Hintergrund lässt sich Karls Behauptung, Amalia für die Bande »geschlachtet« (ebd., S. 159) zu haben, auch als rhetorische Strategie deuten, um seine Abwendung von der Bande zu legitimieren.

¹⁰¹ Ebd., S. 160.

¹⁰² Ebd.

¹⁰³ Ebd.

¹⁰⁴ Ebd. Angesichts seiner Egozentrik, seiner mangelnden Empathie und seiner Ruhmsucht stellt sich die Frage, warum die Rezipienten des 18. Jahrhunderts dennoch mit Karl »sympathisieren« konnten (Friedrich Schiller, Selbstdrezzension zu den ›Räubern‹, in: Ders.: Werke und Briefe in zwölf Bänden, Bd. 2, Die Räuber. Fiesko. Kabale und Liebe, Kleine Dramen, hg. von Gerhard Kluge, Frankfurt a. M. 1988, S. 293–311, hier S. 297). Die Gründe dafür lassen sich hier nur anreißen – die meisten nennt Schiller in seiner Selbstdrezzension: *Erstens* wird Karl von (fast) allen Figuren des Dramas glorifiziert, wodurch die Sympathie zu seinen Gunsten gelenkt wird; *zweitens* werden seine Handlungen psychologisch nachvollziehbar motiviert, was den Rezipienten eine Perspektivenübernahme ermöglicht. *Drittens* wird Karl, ganz im Unterschied zu Franz, mitunter von Selbstdrezzeln geplagt – nämlich immer dann, wenn seine Grandiosität etwa durch ausbleibende Bewunderung in Frage gestellt wird. Auf diese Weise kann er das Mitleid der Rezipienten auf sich ziehen, zumal er *viertens* als bedauernswertes Opfer einer Intrige gezeigt wird. Für die (vermeintliche) Verstoßung durch den Vater will sich Karl rächen. Dieser Affekt ist im Drama des 18. Jahr-

4. Karls ›Narzissmus‹ und die moderne Forderung nach einer selbstbestimmten Individualität

Wie erläutert, handelt es sich bei Karl Moor um eine Figur mit einem narzistischen Persönlichkeitstyp, der sich auf seine familiäre Sozialisation, nämlich auf die mangelnde Anerkennung durch seinen Vater zurückführen lässt. Er lässt sich aber auch aus problemgeschichtlicher Perspektive als kritische Auseinandersetzung mit dem »Konzept selbstbestimmter Individualität«¹⁰⁵ lesen, das sich in der Zeit der Aufklärung entwickelt hat und im Sturm und Drang erstmals programmatisch gefordert worden ist. Das sei im Folgenden plausibilisiert.

In den Sozialwissenschaften besteht Konsens darüber, dass sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts ein Modernisierungsprozess vollzogen hat, der sich mit Niklas Luhmann als Umstellung von einer stratifikatorischen hin zu einer funktionalen Gesellschaftsdifferenzierung beschreiben lässt. Dieser Umbruch hat zu einem neuen Selbstverständnis der Subjekte geführt. Denn in stratifikatorisch differenzierten Gesellschaften definiert sich die Einzelperson über die von ihrer familiären Herkunft bestimmte Zugehörigkeit zu einem konkreten sozialen Milieu; sie gewinnt ihre Individualität über schichtspezifische Inklusion. In funktional differenzierten Gesellschaften gehört das Subjekt indes nicht länger

hunderts häufig als Handlungsmotivation für den Tragödiengeldten gewählt worden, ein *fünfter* Grund, warum die Rezipienten des 18. Jahrhunderts Karl als Sympathieträger identifiziert haben. Der Affekt war deshalb beliebt, weil er eine »selbstständig handelnde Figur voraussetzt, und weil derjenige, »der sich rächen will, [...] im Recht« ist; »denn es ist ihm Unrecht geschehen, so dass er die moralische Qualifikation eines Tragödiengeldten hat. Es ist zudem für den Zuschauer befriedigend zu sehen, dass Ungerechtigkeiten gerächt werden« (Rosemarie Zeller, Struktur und Wirkung. Zu Konstanz und Wandel literarischer Normen im Drama zwischen 1750 und 1810, Bern, Stuttgart 1990, S. 76 f.). Mit Blick auf die Aufführungsgeschichte der *Räuber* sei abschließend festgehalten, dass das Drama meistens bearbeitet worden ist (zur Aufführungsgeschichte der *Räuber* vgl. Nina Birkner, Nachwort zu Erwin Piscators *Räubern*, in: Erwin Piscators *Die Räuber*. Regiebuch und weitere Materialien zur Berliner Inszenierung von 1926, hg. von Nina Birkner, Heidelberg 2022, S. 209–238). Dabei ist den beiden Protagonisten in den Theaterfassungen des 18. Jahrhunderts meist jede Ambivalenz genommen worden: Karl wurde als tugendhafter Held und Franz als lasterhafter Antagonist vorgeführt. Das hat die Rezeptionsgeschichte beeinflusst und lässt sich als *sechster* Grund für die positive Bewertung der Karl-Figur anführen.

¹⁰⁵ Marianne Willems, Friedrich Maximilian Kingers *Die Zwillinge* und Friedrich Schillers *Die Räuber*. Zur Pathogenese der *Kraftkerle* im Sturm und Drang, in: Sturm und Drang. Epochen – Autoren – Werke, hg. von Matthias Buschmeier und Kai Kauffmann, Darmstadt 2013, S. 158–179, hier S. 159.

einem sozialen »Teilsystem«¹⁰⁶ an, mit dem es sich ganz identifizieren kann, sondern es ist in mehrere autonome Funktionssysteme gleichzeitig eingebunden, so etwa in die Politik, die Wirtschaft oder die Religion. Aus diesem Grund hat das Subjekt fortan »keinen Ort mehr, wo e[s] als ‚gesellschaftliches Wesen‘ existieren kann«,¹⁰⁷ so dass es sich »als Individuum in dem Sinne verstehen« muss, dass es »singulär zu der Gesellschaft als ganzer in Opposition steht«.¹⁰⁸ Es konstituiert sich somit über die Unterschiede zu anderen und durch »die Abweisung aller heterogenen gesellschaftlichen Bezüge«.¹⁰⁹ So erklärt Luhmann:

Er [der einzelne, N. B.] kann nur außerhalb der Gesellschaft leben, nur als System eigener Art in der Umwelt der Gesellschaft sich reproduzieren, wobei für ihn die Gesellschaft eine dazu notwendige Umwelt ist. Das Individuum kann nicht mehr durch Inklusion, sondern nur noch durch Exklusion definiert werden. (Luhmann 1993: 158)

Wie das Zitat deutlich macht, bleibt das Subjekt auch in funktional differenzierten Gesellschaften von seiner »Umwelt« abhängig. Von ihm wird gefordert, die eigene Individualität selbstbestimmt auszubilden und dafür die Anerkennung anderer zu gewinnen.¹¹⁰ Mit seinem Anspruch auf freie Selbstentfaltung wird das Subjekt daher früher oder später auf externe Grenzen stoßen; denn

¹⁰⁶ Niklas Luhmann, Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 3, Frankfurt a.M. 1993, S. 158.

¹⁰⁷ Ebd.

¹⁰⁸ Andrejs Petrowski, Weltverschlinger, Manipulatoren und Schwärmer. Problematische Individualität in der Literatur des späten 18. Jahrhunderts, Heidelberg 2002, S. 13.

¹⁰⁹ Marianne Willem, Friedrich Maximilian Klingsers »Die Zwillinge« und Friedrich Schillers »Die Räuber«, S. 160.

¹¹⁰ Das Bedürfnis der Subjekte nach Anerkennung thematisiert Luhmann insbesondere in seiner Studie über *Soziale Systeme* (1984), in der er sich mit der Moral befasst. Darunter versteht er im Unterschied zu gängigen Moraltheorien »keine geschlossene Menge moralisch gültiger Sätze« (Christian Kirchmeier, Moral, in: Luhmann-Handbuch, hg. u. a. von Oliver Jähraus und Armin Nassehi, Stuttgart 2012, S. 105–106, hier S. 106.), sondern ein soziales System, in dem über Anerkennung bzw. Nicht-Anerkennung entschieden wird. So erklärt er: »Alle Moral bezieht sich auf die Frage, ob und unter welchen Bedingungen Menschen einander achten bzw. mißachten«, wobei er unter »Achtung« »eine generalisierte Anerkennung und Wertschätzung« der Person »als ganzes« versteht – »im Unterschied zur Schätzung einzelner Verdienste oder Fähigkeiten, fachlichen, sportlichen, amourösen Könnens usw.« (Niklas Luhmann, Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt a.M. 1984, S. 318 f.) Dabei vertritt Luhmann die Position, dass es in einer Gesellschaft mit zunehmender Tendenz zur Individualisierung keinen »Konsens über moralische Werte gibt« (Christian Kirchmeier, Moral, S. 106.). Vielmehr entscheiden die Moralsub-

auch, wenn es *de jure* frei ist, ist es *de facto* nicht autonom. Folglich werden Missachtungserfahrungen nicht ausbleiben; und das Subjekt wird mit Neid-, Unzulänglichkeits- und Ohnmachtsgefühlen zu kämpfen haben. Vor diesem Hintergrund meint Luhmann, dass im Zuge der Umstellung von der Inklusions- auf die Exklusionsindividualität »Pathologien« aufgetreten sind.¹¹¹ Dabei denkt er insbesondere an ›Neurosen‹ – das sind für ihn psychische Verhaltensstörungen, die aus unerfüllten »Anspruchshaltungen« resultieren.¹¹² Unter diese Definition fiele auch der narzisstische Persönlichkeitsstil, der im Übrigen von Freud auch als ›Neurose‹ verstanden worden ist.

Die These, dass sich soziale Probleme in individualistischen Gesellschaften in der psychischen Verfassung ihrer Mitglieder niederschlagen, vertreten auch die Soziologen Ulrich Beck und Alain Ehrenberg, allerdings mit Blick auf die Spätmoderne.¹¹³ Das Gleiche gilt für Caroline Amlinger und Oliver Nachtwey, die in ihrer Studie *Gekränkte Freiheit* dafür argumentieren, dass der narzisstische Persönlichkeitsstil keine konstante Eigenschaft eines Individuums, sondern ein flexibles Reaktionsmuster auf äußere Umstände ist. Ähnlich wie Luhmann, Beck und Ehrenberg sind sie davon überzeugt, dass im Subjekt soziale »Konflikte auf eine gebrochene Art und Weise aufgehoben sind«.¹¹⁴ Davon ausgehend vertreten sie die Position, dass Subjekte insbesondere in individualistischen Gesellschaften einen narzisstischen Persönlichkeitsstil ausbilden;¹¹⁵

jekte »in jeder Situation« neu, »ob sie ihrem Gegenüber Achtung und Anerkennung gewähren« (Detlef Horster, Niklas Luhmann, München 1997, S. 109).

¹¹¹ Niklas Luhmann, *Gesellschaftsstruktur und Semantik*, S. 247.

¹¹² Ebd., Fußnote 187.

¹¹³ So ist Beck davon überzeugt, dass soziale Probleme in solchen Gesellschaften, die sich an der Autonomie ihrer Mitglieder ausrichten, in Individualrisiken »umdefiniert« werden und sich in psychischen Dispositionen niederschlagen: »in persönliche[m] Ungenügen, Schuldgefühle[n], Ängste[n], Konflikte[n] und Neurosen. Es entsteht – paradox genug – eine neue *Unmittelbarkeit* von Individuum und Gesellschaft, die Unmittelbarkeit von Krise und Krankheit in dem Sinne, daß gesellschaftliche Krisen *als* individuelle erscheinen und nicht mehr oder nur noch sehr vermittelt in ihrer Gesellschaftlichkeit wahrgenommen werden« (Ulrich Beck, *Risikogesellschaft*. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a.M. 1986, S. 158). Auch Ehrenberg vertritt die Position, dass seelische Leiden als »Ausdrucksform [...] von Konflikten, von Spannungen oder von Dilemmata eines Soziallebens, das sich an der Autonomie orientiert«, betrachtet werden können (Alain Ehrenberg, *Das Unbehagen in der Gesellschaft*, Berlin 2011, S. 23).

¹¹⁴ Caroline Amlinger, Oliver Nachtwey, *Gekränkte Freiheit*, S. 137.

¹¹⁵ Diana Diamond vertritt im Anschluss an Theodor W. Adorno und Max Horkheimer eine ähnliche Position; sie argumentiert allerdings aus psychoanalytischer Perspektive. Auch sie geht von einer Reziprozität »gesellschaftlicher und psychologischer Aspekte des Narzissmus aus, auch wenn beide klar voneinander unterscheidbar und

und zwar deswegen, weil sie hier auf sozialer Ebene mit dem gleichen Problem zu kämpfen haben wie auf innerpsychischer Ebene, nämlich mit dem Antagonismus von »Freiheit und Anpassungsdruck«.¹¹⁶ Genauso, wie das Subjekt auf innerpsychischer Ebene seine widerstreitenden Grundbedürfnisse nach Autonomie und Anerkennung ausbalancieren muss, wenn es einen stabilen Selbstwert entwickeln will, muss es auf sozialer Ebene seine Individualität selbstbestimmt ausbilden und durch intersubjektive Anerkennung stabilisieren. Das ist deshalb problematisch, weil die eigenen »Ansprüche« auf Selbstdentfaltung notwendig mit den »subjektive[n] Realisationsmöglichkeiten in Widerspruch geraten«.¹¹⁷ Das produziert Kränkungen, die sich in narzisstischen Verhaltensweisen manifestieren, so etwa in Überheblichkeit, Wut und Zorn, der aggressiven Abwehr anderer Positionen oder der Abwertung anderer.

Wenngleich Amlinger und Nachtwey in ihrer Studie die Gegenwartsgesellschaft im Blick haben, können ihre Überlegungen auch auf das späte 18. Jahrhundert bezogen werden, weisen sie doch große Parallelen zu Luhmanns Ausführungen auf. Denn wie skizziert meint Luhmann, dass die Subjekte seit der Umstellung von der Inklusions- auf eine Exklusionsindividualität vor der Herausforderung stehen, ihre widersprüchlichen Grundbedürfnisse nach Autonomie und Anerkennung miteinander in Einklang bringen zu müssen. Gelingt das nicht, begünstigt das für ihn die Herausbildung von ›Pathologien‹, die von ihm nicht näher bestimmt werden. Im Unterschied dazu sprechen Amlinger und Nachtwey ganz konkret von der Ausbildung eines narzisstischen Persönlichkeitsstils.¹¹⁸

Wie Luhmann in seinen historischen wissenssoziologischen Studien gezeigt hat, manifestiert sich die Umstellung von der Inklusions- auf die Exklusions-

nicht auf den jeweils anderen reduzierbar sind. Die Gesellschaft entfaltet ihren Einfluss im Individuum, das nach den jeweiligen gesellschaftlichen Vorstellungen und Anforderungen geformt wird, in dem jedoch gleichzeitig gesellschaftliche Prozesse zu intrapsychischen Strukturen umgewandelt werden, die einer eigenen Sprache und Gesetzmäßigkeit unterliegen« (Diana Diamond, Narzissmus als klinisches und gesellschaftliches Phänomen, in: Narzissmus. Grundlagen – Störungsbilder – Therapie, Bearb. von Otto F. Kernberg und Hans P. Hartmann, München 2006, S. 171–204, hier S. 172).

¹¹⁶ Carolin Amlinger, Oliver Nachtwey, Gekränte Freiheit, S. 70.

¹¹⁷ Ebd., S. 169.

¹¹⁸ Es sei darauf hingewiesen, dass es Amlinger und Nachtwey dezidiert *nicht* darum geht, individualistische Gesellschaften zu pathologisieren. Vielmehr wollen sie plausibilisieren, dass sich in der »Sozialfigur des Narzissten [...] der Imaginationshaushalt einer verunsicherten Gesellschaft artikuliert. »Im Bild des Narzissten verdichten sich regressive Modernisierungen, die ihre normativen Versprechen nicht halten und Verletzungen produzieren«, so die beiden Soziologen (ebd., S. 169).

individualität in der Literatur der Zeit und zwar in einer sich ändernden Individualitätssemantik. Während das einzelne Subjekt in der Frühaufklärung noch als »Endstufe einer Serie von Spezifikationen des Menschen schlechthin, des *homme universel*«,¹¹⁹ begriffen wird, gewinnt es in der zweiten Jahrhunderthälfte seine Individualität. Das gipfelt in der Geniekonzeption des Sturm und Drang, in der erstmals »die Autonomie des individuellen Subjekts zum Programm erhoben«¹²⁰ wird.¹²¹ Dabei werden auch die »ungelösten und unlösablen Probleme des zugleich gefeierten und propagierten Konzepts«¹²² reflektiert, zu denen der oben skizzierte Antagonismus von Autonomie und Anerkennung zählt.

Von diesen Überlegungen ausgehend, lässt sich der narzisstische Persönlichkeitsstil von Karl Moor nicht nur aus psychoanalytischer, sondern auch aus problemgeschichtlicher Perspektive erklären. Anhand der psychischen Disposition der literarischen Figur werden »Verheißung« und »Fluch« der sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts vollziehenden »individuellen Freisetzung«¹²³ illustriert, so die These.

Dabei lässt sich die narzisstische Karl Moor-Figur *erstens* als kritische Auseinandersetzung mit der Geniekonzeption des Sturm und Drang deuten. Als Figur erfüllt Karl Moor »alle bekannten Kriterien des ‚Kraftgenies‘«.¹²⁴ So klagt er schon während seines ersten Auftritts über seine Gegenwartsgesellschaft, weil sie ihm die »Entfaltung und Manifestation« seiner »Lebens- und Wirkungskraft« aufgrund ihrer »Konventionen und Gesetze« unmöglich macht.¹²⁵ Alle sozialen Zwänge ablehnend, fordert er die »Freiheit«,¹²⁶ ein selbstbestimmtes Leben führen zu können. Wie radikal und ausschließlich er sich der eigenen Individualität verpflichtet, zeigt sich in seinen Reflexionen über den Selbstmord, wenn er er-

¹¹⁹ Niklas Luhmann, Gesellschaftsstruktur und Semantik, S. 191.

¹²⁰ Marianne Willem, Friedrich Maximilian Klingsers »Die Zwillinge« und Friedrich Schillers »Die Räuber«, S. 159.

¹²¹ Zur radikalen Individualisierung, die sich im Geniegedanken des Sturm und Drang manifestiert, vgl. exemplarisch: Jochen Schmidt, Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur. Philosophie und Politik 1750–1945, Bd. 1, Heidelberg 1985, S. 151–353; Georg-Michael Schulz, Genieästhetik, in: Handbuch Sturm und Drang, hg. von Matthias Luserke-Jaqui, Berlin 2017, S. 61–63.

¹²² Marianne Willem, Friedrich Maximilian Klingsers »Die Zwillinge« und Friedrich Schillers »Die Räuber«, S. 163.

¹²³ Carolin Amlinger, Oliver Nachtwey, Gekränte Freiheit, S. 133.

¹²⁴ Marianne Willem, Friedrich Maximilian Klingsers »Die Zwillinge« und Friedrich Schillers »Die Räuber«, S. 170.

¹²⁵ Ebd., S. 169.

¹²⁶ Friedrich Schiller, Die Räuber. Ein Schauspiel, S. 32.

klärt: »Außendinge sind nur der Anstrich des Manns – Ich bin mein Himmel und meine Hölle«.¹²⁷ Das von Karl propagierte »ganzheitliche Ideal selbstbestimmter individueller Existenz«¹²⁸ zeitigt im Drama nun aber katastrophale Folgen, denn es führt dazu, dass er weder die geltenden Gesetze noch seine Ge- genüber als von ihm unabhängige Subjekte mit gleichen Rechten und Bedürfnissen anerkennt. Aus seinem selbstbezogenen Handeln resultieren Anarchie und »ewiges Chaos«,¹²⁹ mithin Gewalt und Tod.¹³⁰

Anhand der Figur des Karl Moor wird *zweitens* die aufklärerische Forderung nach Mündigkeit problematisiert. Denn der Grafensohn wird dem von ihm

¹²⁷ Ebd., S. 131.

¹²⁸ Marianne Willems, Friedrich Maximilian Klingsers ›Die Zwillinge‹ und Friedrich Schillers ›Die Räuber‹, S. 171.

¹²⁹ Friedrich Schiller, Die Räuber. Ein Schauspiel, S. 134.

¹³⁰ Dass Schiller den Egoismus für die größte Gefährdung des friedvollen Zusammenlebens hält, macht er auch in seinen frühen philosophischen Schriften zum Thema, so etwa in den *Philosophischen Briefen*, die vier Jahre nach den *Räubern* entstanden sind. Hier wird die altruistische Liebe als »Urkraft« alles Seienden bezeichnet (Friedrich Schiller, Philosophische Briefe, in: Ders.: Werke und Briefe in zwölf Bänden, Bd. 8, Theoretische Schriften, hg. von Rolf-Peter Janz, Frankfurt a.M. 1992, S. 208–233, hier S. 222.). Sie zieht die Menschen magnetisch zueinander hin und fungiert zwischen ihnen als »universales, ebenso natürliches wie metaphysisches Band« (Wolfgang Riedel, Die Aufklärung und das Unbewusste, S. 200). Interessieren sich die Subjekte nicht für das Wohl ihrer Mitmenschen, sondern ausschließlich für die Durchsetzung der eigenen individuellen Wünsche, drohen laut Schiller schrankenlose Gewalt- und Willkürherrschaft. So stellt er der Liebe als »mitherrschende[r] Bürgerin eines blühenden Freistaats den Egoismus als »Despot in einer verwüsteten Schöpfung« gegenüber (Friedrich Schiller, Philosophische Briefe, S. 226).

Wie kritisch Schiller den Typus des ›Kraftgenies‹ beurteilt, manifestiert sich auch in dem intertextuellen Verweis auf John Miltons *Paradise Lost* (1667). Aufgrund seines starken Autonomiestrebens glorifiziert Karl Miltons Satan im ›unterdrückten Bogen B‹. Hier bezeichnet er ihn als »außerordentliches Genie«, weil er »es nicht dulden konnte, daß einer über ihm war, und sich anmaßte den Allmächtigen vor seine Klinge zu fordern« (Friedrich Schiller, Unterdrückter Bogen B zu den ›Räubern‹, in: Ders.: Werke und Briefe in zwölf Bänden, Bd. 2, Die Räuber. Fiesko. Kabale und Liebe. Kleine Dramen, hg. von Gerhard Kluge, Frankfurt a.M. 1988, S. 166–176, hier S. 168).

In seiner Vorrede zu den *Räubern* teilt Schiller die Faszination für die Figur. Er schätzt an ihm seine gigantische Kraft, sich auf einen Machtkampf mit der Außenwelt einzulassen mit dem Ziel, die eigenen individuellen Interessen gegen alle Widerstände durchzusetzen, um sich als autonomes Subjekt zu behaupten. Sein damit verbundener Bruch mit der Moralität macht ihn für Schiller allerdings zu einem »großen Bösewicht«, dem die Rezipienten weniger mit Sympathie als »mit schauderndem Erstaunen« folgen (Friedrich Schiller, Vorrede zu den ›Räubern‹, S. 17). Insofern disanziert er sich scharf von der Position, die seine Figur vertritt.

propagierten Anspruch, ein selbstbestimmtes Leben zu führen, nicht gerecht. Wie für den narzisstischen Persönlichkeitsstil charakteristisch, geriert er sich als souveränes Subjekt, bleibt dabei aber in hohem Maße auf die Bewunderung anderer angewiesen. Das manifestiert sich in seiner Unfähigkeit, mit Kritik und Zurückweisung umzugehen sowie in seinem Unvermögen, die Verantwortung für das eigene Handeln zu übernehmen. So schließt Karl im ersten Akt die Möglichkeit, sich für seine Verfehlungen in Leipzig der Justiz auszuliefern, kategorisch aus. Stattdessen erwartet er Rettung und Bestätigung durch den Vater, bevor er sich als Räuber einen Namen machen will. Das ändert sich auch nicht im Handlungsverlauf, macht er im fünften Akt doch die Räuber für den Tod Amalias und den »Fluch«¹³¹ des Vaters für seine Räuberexistenz verantwortlich. Dass er sich schließlich der Justiz stellt und damit einem armen Familienvater zu ökonomischem Kapital verhilft, ist – wie erläutert – weniger Konsequenz eines Läuterungsprozesses als Karls einzige Möglichkeit, in seiner Notsituation noch soziale Anerkennung zu erhalten. Schillers Drama lässt sich insofern als »gewaltsame[r] Mündigkeitsversuch unter dem Vorzeichen seelischer Unmündigkeit«¹³² deuten.

8. Fazit

Wie erläutert, ist Karl Moor als Figur mit einem narzisstischen Persönlichkeitsstil konzipiert, verstanden als Demonstration der eigenen Souveränität bei gleichzeitigem Ringen um intersubjektive Anerkennung. Das lässt sich aus psychoanalytischer und aus problemgeschichtlicher Perspektive erklären.

Die komplexe Figurenkonzeption lässt sich erstens auf Schillers Interesse an der psychischen Disposition »außerordentliche[r] Menschen«¹³³ zurückführen. Sich selbst als »Menschenmaler«¹³⁴ begreifend und über umfassende Kenntnisse im Bereich der Anthropologie und Psychologie verfügend, macht er in den *Räubern* die destruktiven Folgen verweigerter väterlicher Anerkennung zum Thema.

Karls Narzissmus lässt sich zweitens problemgeschichtlich erklären, führt doch die Umstellung von der Inklusions- auf die Exklusionsindividualität im

¹³¹ Friedrich Schiller, *Die Räuber*. Ein Schauspiel, S. 155.

¹³² Gerhard Oberlin, Goethe, Schiller und das Unbewusste, Eine literaturpsychologische Studie, Gießen 2007, S. 146.

¹³³ Friedrich Schiller, *Die Räuber*. Ein Schauspiel, S. 15.

¹³⁴ Ebd.

Verlauf des 18. Jahrhunderts dazu, dass die Subjekte ab sofort mit der Schwierigkeit zu kämpfen haben, ihren Anspruch auf freie Selbstentfaltung mit ihrem Bedürfnis nach Anerkennung in Balance bringen zu müssen. Folglich wird die den Narzissmus kennzeichnende unauflösliche Spannung zwischen dem Wunsch nach Autonomie und dem nach Anerkennung auch auf sozialer Ebene zum Problem. Das wird anhand der Karl Moor-Figur illustriert. Einerseits strebt er als ›Kraftgenie‹ nach radikaler Selbstbestimmung, was in seinem Willen zum Ausdruck kommt, die Welt gewaltsam nach seinen Vorstellungen zu gestalten. Andererseits hat er ein so großes Bedürfnis nach Anerkennung, dass er unfähig ist, die negativen Aspekte seines Selbst zu akzeptieren und die Verantwortung für seine Untaten zu übernehmen. Seine ›seelische Unmündigkeit‹ hat katastrophale Folgen, wie das Drama zeigt; denn sein Handeln mündet in einen »normativen Anarchismus [...], der alle gesellschaftliche Ordnung zerstört«.¹³⁵ So muss Karl Moor gegen Ende des Handlungsverlaufs feststellen: »die Gesetze der Welt sind Würfelspiel worden, das Band der Natur ist entzwei, die alte Zwietracht ist los, der Sohn hat seinen Vater erschlagen.«¹³⁶

¹³⁵ Gideon Stiening, Starker Kerl und schwacher Staat. Schillers *Die Räuber* im Kontext der Materialismus-Kritik der Spätaufklärung, in: Ästhetische Staaten. Ethik, Recht und Politik in Schillers Werk, hg. von Gideon Stiening und Matthias Löwe, Baden-Baden 2017, S. 21–48, hier S. 41.

¹³⁶ Friedrich Schiller, *Die Räuber*. Ein Schauspiel, S. 136.